

## Resonanzen im Zeitalter der Digitalisierung

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, eine Kritik der Resonanzverhältnisse und zur Analyse der Weltbeziehung im Zeitalter der Digitalisierung zu leisten. Zu erkunden wird sein, ob die Kommunikationsformen, die durch die Digitalisierungsprozesse entstanden sind, neue Resonanzachsen sind, und ob die uns ermöglichte Kommunikation Resonanzqualitäten hat. Ich möchte dabei in vier Schritten vorgehen. Ausgangspunkt soll die Definition eines Kurzbegriffes moderner Gesellschaften sein, denn nur im Kontext einer ganz bestimmten kulturellen, politischen, sozialen und ökonomischen Verfassung, die auf Steigerung geeicht ist, wird verständlich, was wir mit Medien machen und sie mit uns. Ich denke, dass diese Sichtweise erfolgreicher ist als der Versuch, so etwas wie eine Eigenlogik von Technik zu identifizieren. Wie wir mit Medien umgehen, hängt nicht nur von den Medien selbst ab, sondern vom soziokulturellen Kontext. Wir leben in einer Gesellschaft, die sich nur dynamisch – also durch Steigerung – zu stabilisieren vermag, und das führt zu eskalatorischen Tendenzen, also zu gewaltigen Steigerungsprozessen. Im zweiten Schritt möchte ich die Prozesse der Beschleunigung in den Mittelpunkt stellen. Die eben erwähnte Steigerung führt zu einem Problem in der Zeitdimension, das wir mit Beschleunigung zu beantworten versuchen – dabei spielen natürlich moderne Kommunikationsformen und digitale Technologien eine zentrale Rolle. Im dritten Schritt geht es um die Frage, warum die Beschleunigung zu Krisen und Pathologien – Beschleunigungskrisen, Entfremdungskrisen – führt, und im vierten und letzten Schritt gehe ich auf das Resonanzverlangen und die Resonanzidee ein, von der ich glaube, dass sie das Gegenteil von Entfremdung ist, gewissermaßen die Antwort auf das Entfremdungsproblem.

Der Ausgangspunkt aller meiner Überlegungen ist die Wahrnehmung, dass moderne Gesellschaften seit dem 18. Jahrhundert durchgängig von der kulturellen Selbstbeobachtung geprägt sind, dass sich in der Zeitdimension etwas zu ändern scheint. Peter Conrad (1999) hat das in seiner großen Kulturgeschichte der Moderne *Modern Times and Modern Places* sehr verdichtet formuliert: "Modernity is about the acceleration of time." Die Industrialisierung war nichts anderes als ein Beschleunigungsprozess: Ziel war nicht, etwas Neues zu machen, sondern es ging darum, die Prozesse zu beschleunigen. Seit dem 18. Jahrhundert ist eine gewaltige materielle Beschleunigung zu beobachten. Durch die Erfindung der Dampfschiffe konnten die Ozeane schneller und in viel größerem Ausmaß befahren werden; dann kam – erst langsam und auf kleinen Strecken, dann schneller in immer größer werdenden Netzen – die Ei-

senbahn hinzu. Es folgte das Fahrrad – das nicht zufällig Veloziped mit dem lateinischen Wortstamm *velox*, schnell, heißt – als moderne Erfindung, die eigentlich schon viel früher hätte gemacht werden können, aber damals hatten es die Menschen offensichtlich nicht so eilig. Selbst in dieser Mikrosphäre, in dem es nur um die Fortbewegung einer einzelnen Person im Nahbereich geht, nimmt die Geschwindigkeit zu. Das Automobil sorgte für eine unglaubliche Dynamisierung, nicht nur auf Langstrecken, sondern auch auf lokaler Ebene. Und schließlich natürlich das Flugzeug. Während sie diesen Text lesen, befinden sich 1,5 bis 2 Millionen Menschen über der Welt in der Luft. Das In-Bewegung-Setzen der Welt betrifft nicht nur die Menschen, sondern natürlich auch den Transport von Rohstoffen und Waren und eine zunehmende Dynamisierung von Finanzströmen, Kapitalströmen, Ideenströmen, Bildern, Kommunikationsströmen.

Ich würde Peter Conrads (1999) These von der „acceleration of time“ jedoch widersprechen: Meiner Ansicht nach setzt der Begriff der Beschleunigung eigentlich eine Stabilität der Zeit voraus. Beschleunigt wird nicht die Zeit; beschleunigt werden Prozesse *in* der Zeit. Mit diesem buchstäblichen In-Bewegung-Setzen der Welt hat auch meine Definition einer modernen Gesellschaft zu tun: Eine Gesellschaft ist modern, wenn sie sich nur dynamisch zu stabilisieren vermag, wenn sie also auf Wachstum, Beschleunigung und die Steigerung von Innovationsleistungen angewiesen ist, um sich zu erhalten und zu reproduzieren. Das lässt sich auch auf einzelne institutionelle Sphären anwenden: Eine moderne Wirtschaft, eine moderne Wissenschaft, einen modernen Medienbetrieb kann man daran erkennen, dass sie sich steigern müssen, um sich zu erhalten. Die institutionelle Ordnung ist nur aufrechtzuerhalten durch Steigerung in den drei Dimensionen Wachstum, Beschleunigung und Innovation.

Anhand des Wirtschaftssystems und der marxistischen ‚G-W-G‘-Formel – Geld, Ware, mehr Geld – können wir das greifbar machen: Ökonomische Tätigkeit in modernen Gesellschaften kommt nur dann in Gang, wenn es ein Versprechen auf Steigerung gibt – das kann Rendite, Profit oder ein Gewinn in irgendeiner Art sein. Ohne *surplus value* können wir nicht aufrechterhalten, was wir haben. Ich schließe mich vielen meiner Kollegen an, die davon sprechen, dass der Kapitalismus ein entscheidender Motor dieses Geschehens ist. Aber auch jenseits der ökonomischen Sphäre gibt es Bereiche, in denen wir das Prinzip der dynamischen Stabilisierung realisiert haben. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, dass alle Kernsphären der modernen Gesellschaft betroffen sind.

Nehmen wir beispielsweise die Wissenschaft. Ich finde es wirklich interessant, darüber nachzudenken, wie Kulturen mit Wissen umgehen. Für alle Kulturen, die wir kennen, auch für die Hochkulturen der Ägypter, Babylonier, Inkas oder Mayas, ist Wissen ein Schatz, den man bewahren und möglichst „rein“ erhalten muss. Die höchste Institution sind in der Regel Schulen, in denen (meist patriarchale) Lehrer-Schüler-Verhältnisse vorherrschen. In der modernen Gesellschaft allerdings ist die höchste Form der Auseinandersetzung mit Wissen nicht das Weitergeben und Bewahren von Wis-

sen, sondern das Schaffen von neuem Wissen – in dieser Hinsicht ist der Begriff *Wissenschaft* wirklich interessant. Max Weber (1975; erstmals 1919) hat das in *Wissenschaft als Beruf* auf den Punkt gebracht: Kennzeichen der modernen WissenschaftlerInnen ist das Bewusstsein und der Wunsch, von Nachfolgern abgelöst zu werden, die weiter gehen als sie selbst und neues, besseres, genaueres Wissen schaffen, das das vorige veralten lässt. Analog zur ‚G-W-G‘-Formel funktioniert auch der Wissenschaftsbetrieb nur, wenn wir permanent die Grenze des Wissens erweitern und altes Wissen auch wieder entwerten. Wir können also so etwas wie die Wirksamkeit einer ‚W-F-W‘-Formel beobachten: Wissen – Forschung – mehr Wissen.

Bei Max Weber (1975) ist von einem „stahlharten Gehäuse“ die Rede. Meine These ist, dass hinter der Vielfalt und der Multiplizität der modernen Gesellschaft dieses eine stahlharte Merkmal moderner und kapitalistischer Gesellschaften steht, nämlich der Steigerungszwang, der eskalatorische Tendenzen nach sich zieht. Mir wird oft entgegenget, dass die Steigerungsrate in der Moderne ja nicht besonders groß ist: Derzeit liegt das Wirtschaftswachstum in Mitteleuropa bei 1,3 %. Aber selbst wenn es nur 1,3 % sind, so ist doch zwischen dem Jahr 2000 und dem Jahr 2014 der jährliche Output im Hinblick auf das Sozialprodukt um fast 20 % gestiegen – in 14 Jahren legen wir also schon um beinahe ein Fünftel zu, und danach geht die Kurve steil nach oben; in weniger als 40 Jahren haben wir eine Verdoppelung. Die Folge davon ist, dass selbst in einem Krisenjahr wie 2007 der Zuwachs der deutschen Wirtschaft, gemessen am Sozialprodukt, den gesamten Output des Kaiserreiches erreicht hat. Wir haben es also mit massiven Eskalationskurven zu tun.

In allen drei beschriebenen Dimensionen – also Wachstum, Beschleunigung und Innovation – ist natürlich die Digitalisierung ein zentraler Faktor: Ökonomisches Wachstum wird heute zentral über Digitalisierung erzielt; die größten Innovationen bündeln sich wie im Brennglas im Digitalisierungsprozess und natürlich ist die Digitalisierung von Kommunikation, von Produktion und von Informationsprozessen ein wesentlicher Beschleunigungstreiber unserer Gesellschaft. Hier kommen also die Medien ins Spiel und es wird deutlich, dass für ein Verständnis der Funktionsweise von digitaler Kommunikation eine Berücksichtigung der sozialen Kontexte unerlässlich ist.

Kommen wir nun zur Beschleunigung. Es ist ersichtlich, dass die Eskalationstendenzen, die ich beschrieben habe, zum zentralen Problem in der Zeitdimension werden – Zeit lässt sich nicht vermehren und steigern. Die besten Beispiele für Eskalationstendenzen können wir an unserem Alltag festmachen: Die durchschnittliche Zahl an Objekten, die wir im mitteleuropäischen Haushalt haben, beträgt etwa 10.000; noch um 1900 waren es etwa 400 Dinge, die ein Haushalt enthielt. Die Zahl der Güter, die wir produzieren, konsumieren und distribuieren, ist eskalatorisch in die Höhe geschwollen. In ähnlicher Weise ist die Zahl der Kontakte geradezu explodiert. Kenneth Gergen (2002), ein amerikanischer Sozialpsychologe, hat berechnet bzw. versucht zu belegen, dass der durchschnittliche Pendler auf dem Weg von Connecticut nach New York und zurück mehr Menschen begegnet als der mittelalterliche Mensch im ganzen

Jahr oder sogar im ganzen Leben. In dieser Berechnung sind nicht nur die Menschen enthalten, denen wir physisch begegnen, sondern auch die mentalen Repräsentationen der Menschen, von denen wir in den Zeitungen lesen oder im Radio hören, genauso wie die Personen, mit denen wir in den sozialen Medien zu tun haben.

Auch im Hinblick auf unsere Handlungsoptionen spielen Digitalisierungsprozesse natürlich eine große Rolle: Die Zahl der Dinge, die wir – etwa mithilfe des Smartphones – zu einem gegebenen Zeitpunkt tun könnten und gefühlsmäßig auch tun wollen, ist explodiert. Die Zeit lässt sich aber nicht vermehren, wir können sie nur verdichten, beispielsweise durch Multitasking – wir machen mehr in weniger Zeit. Das hat auf unsere Zeitwahrnehmung Auswirkungen, die immer wieder in Literatur, Philosophie und Soziologie beobachtet werden: Die Menschen haben das Gefühl, dass die Zeit schneller vergeht. Reinhart Koselleck (1959) beschreibt das für einen Zeitpunkt, als noch gar keine technologischen Entdeckungen gemacht worden waren. Meiner Ansicht nach beginnt die Steigerungslogik und deshalb auch die Beschleunigung mit der Umstellung auf den Modus der dynamischen Stabilisierung – die später folgenden technischen Entdeckungen sind nur die Antwort darauf, weil der Zwang zur Steigerung die Zeit knapp werden lässt.

Florian Opitz beginnt seinen Film *Speed* mit der Beobachtung, dass das Fehlen oder das nicht ausreichende Vorhandensein von Zeit dasjenige ist, was unsere Wahrnehmung von Zeit heute wesentlich bestimmt. Die damit verknüpfte Beschleunigung existiert in drei analytisch trennbaren Dimensionen: der technischen Beschleunigung, dem sozialen Wandel und dem gesteigerten Lebenstempo. Über die technische Beschleunigung realisieren wir insbesondere die Wachstumsleistung; sie ist die intentionale, also vorsätzliche Beschleunigung zielgerichteter Prozesse, beispielsweise im Transport und in der Kommunikation – wir können uns und Dinge schneller fortbewegen, können schneller miteinander in Kontakt treten, Informationen austauschen und beschaffen. Die technische Beschleunigung umfasst auch die Produktion von Gütern und Dienstleistungen; heute passiert das vor allem durch Digitalisierung, in der industriellen Revolution waren es Maschinen.

Davon lässt sich die Beschleunigung des sozialen Wandels, die Steigerung sozialer Veränderungsraten, unterscheiden. Schon Goethe hat das „veloziferische“ Zeitalter beklagt – er bringt da *velocitas* und Luzifer zusammen – und meint damit nicht so sehr die Technik, die er in *Wilhelm Meister* durchaus auch im Blick hat, wenn er sich vor dem heranwälzenden Maschinenwesen ängstigt, sondern er bezieht sich auf die Notwendigkeit, immer wieder umlernen zu müssen. Jean-Jacques Rousseau spricht vom *tourbillon social*, dem sozialen Wirbelsturm. Hier geht es nicht um Technik, sondern darum, dass die Welt sich in ihren Aggregatzuständen immer schneller zu ändern scheint. Das Weltwissen hat immer weniger Bestand, sofern es um das Wissen über Alltagsverhältnisse geht: Wer wohnt wo, wer arbeitet wo, wer steht mit wem in welcher Beziehung; Praxisformen, Wissensbestände und Assoziationsmuster ändern sich in immer höherem Tempo.

Georg Simmel (1905) macht das an sich immer weiter verkürzenden Modewellen deutlich. Auch bis ins 21. Jahrhundert hinein lässt sich das gestiegene Tempo – selbst wenn das nur ein winziger Aspekt ist – in der Kleidermode verfolgen: Haute-Couture-Geschäfte wechseln heute zum Teil wöchentlich ihre Kollektion; steigern lässt sich dieses Prinzip noch durch den Trend zu Pop-up-Stores, die nach einigen Tagen wieder verschwinden. Hermann Lübke (1994) nennt das Gegenwartsschrumpfung: Die Bedeutung, die Wertigkeit und der Status von Dingen ändern sich in immer kürzeren Abständen. Das Morgen und das Gestern rücken immer näher ans Heute heran, Technologien ändern sich so schnell, dass sie morgen schon veraltet und ersetzt sein werden. Das alles hat das Gefühl zur Folge, dass die Welt um uns sich immer schneller verändert und dass wir nur mit beschleunigtem Lebenstempo mithalten können. Die technische Beschleunigung verschafft uns also nicht mehr Zeit, sondern der Zwang zur Steigerung in allen Dimensionen saugt diese Zeit wieder auf. Das führt dazu, dass wir glauben, mehr Handlungs- oder Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit unterbringen, also mehr Dinge am Tag tun zu müssen.

Damit sind wir in der dritten Beschleunigungsdimension. Speed Dating, Fast Food, Power Nap, Quality Time. Es gibt unendlich viele Beispiele dafür, wie wir versuchen, das Gleiche in kürzerer Zeit zu erzielen. Eine zweite Strategie liegt darin, die Pausen und Leerzeiten wegzulassen. Auch ich habe natürlich den Zug genommen, der mich am knappsten zum Vortrag nach Salzburg gebracht hat. Die dritte Herangehensweise ist die, die Zahl der Erlebnisepisoden pro Zeiteinheit durch Multitasking zu erhöhen.

Welche Rolle spielt bei diesen Beschleunigungsüberlegungen nun die Digitalisierung? Die Digitalisierung ist derzeit der Punkt, an dem sich Beschleunigungsprozesse bündeln. Wann immer jemand von Beschleunigung in der modernen Welt, von Arbeit 4.0 oder Industrie 4.0 spricht, geht es um Digitalisierungsprozesse und um digitale Kommunikation. In diesen Bereichen sind auch die höchsten Wachstumsraten zu erzielen. Digitale Medien ermöglichen die – wir haben das vorhin schon gehört – technische Beschleunigung und sorgen für die höchsten Veränderungsraten. Die Gegenwartsschrumpfung lässt sich immer noch am besten anhand der rasenden Veraltung von Hard- und Software verdeutlichen, die wir alle erleben, wenn uns unser Computer in kurzen Abständen meldet, dass Software aktualisiert werden muss. Ein anderes Beispiel ist die digitale Kommunikation, bei der wir täglich daran scheitern, einen Berg von E-Mails abzuarbeiten. Newsticker geben uns das Gefühl, dass die Welt da draußen ständig in Bewegung ist. Man könnte vermuten, dass das nur die *Wahrnehmung* der Welt betrifft, dass die Veränderungsvorgänge tatsächlich aber nicht schneller geworden sind. Indem aber beispielsweise Börsen innerhalb von Sekunden, Politiker innerhalb von Stunden auf Geschehnisse reagieren, ist die Veränderung der faktischen Welt ein Dauergeschehen.

Enzyklopädisten wie Diderot wollten das Weltwissen zu Beginn des großen Dynamisierungsprozesses einmal in einem Lexikon festhalten, haben dann aber die Entdeckung gemacht, dass das problematisch ist, weil sich die Welt dauernd ändert. Also

kam so etwas wie die Tageszeitung hinzu, die uns darüber informiert, was sich seit gestern in der Welt verändert hat. Im Prozess der Modernisierung kam man später auf die Idee, dass ein ganzer Tag, wie er in den Zeitungen abgebildet ist, zu lang dauert, also führten Rundfunk und Fernsehen die stündlichen Nachrichten ein. Irgendwann war auch das nicht mehr genug, weil die Welt keine Pause macht, dann folgten aktuelle Formen wie der Newsticker.

Digitale Kommunikation, beispielsweise über das Smartphone, ist eine ständige Quelle von Veränderungen. Es ändern sich unsere Bewusstseinsspannen und es kommt zur Fragmentierung unserer Aufmerksamkeitsfenster. Das Gefühl der Zeitknappheit hängt nicht vom Tempo des Tuns ab, sondern vom Verhältnis zwischen dem, was auf meiner To-do-Liste steht, und der dafür zur Verfügung stehenden Zeit. Wir geraten unter Zeitdruck, sobald die Zahl der Aufgaben auf der To-do-Liste und die Zeit nicht mehr aufeinander abgestimmt sind. Die spannende Frage ist, durch was eigentlich eine To-do-Liste geformt wird. Ich möchte es so definieren, dass auf einer solchen Liste all das landet, was jemand als legitime Erwartung an uns formulieren kann oder was wir selbst als legitime Erwartung haben – über diese legitimen Erwartungen aber haben wir selbst keine Kontrolle. Nehmen wir einen Wissenschaftler, von dem berechtigterweise erwartet wird, dass er sich ordentlich auf einen Kongress vorbereitet, während es aber auch legitime Erwartung ist, dass er gleichzeitig alle anderen anstehenden Aufgaben abarbeitet. Ein Herausgeber erwartet, dass eine Publikation fertiggestellt wird, die Studenten gehen davon aus, dass sie endlich ihre Essays korrigiert zurückbekommen. Das sind alles legitime Erwartungen, und weder den Herausgeber noch die Studenten interessiert es, dass der Wissenschaftler ja auf dem Kongress war und keine Zeit hatte. Außerdem ist unser Wissenschaftler vielleicht in der Berufungskommission, die zu Recht erwartet, dass die Akten jeder einzelnen Bewerbung sorgfältig angesehen werden. Dann kommt er nach Hause und ist mit der legitimen Erwartung der Familie konfrontiert, dass man sich entsprechend verhalten muss, wenn das Kind Geburtstag hat, die Tochter Abitur macht oder wenn ausgemacht war, dass ein bisschen mehr Zeit für die Partnerin bleiben soll. Und schließlich hat der Arzt die legitime Erwartung, dass man doch sicher regelmäßig Sport treibt. Wenn alles das getan ist, dann hat man noch die legitime Erwartung an sich selbst, ein bisschen zu entschleunigen. Das alles ist nicht nur ein fiktives Beispiel, sondern betrifft uns ganz direkt: Ich habe zum Beispiel die legitime Erwartung, bei meinem Salzburg-Besuch auch die Stadt ansehen zu können und einmal auf einen Berg hinaufzufahren. Das setze ich auf meine To-do-Liste und habe ein schlechtes Gewissen, wenn ich nichts davon getan habe. Kurz und gut: Die To-do-Listen explodieren in alle Richtungen – als ein Teil des Steigerungsspiels.

Das spezifische Problem mit der digitalen Kommunikation und den digitalen Medien ist nun, dass durch ihre Vermittlung im Prinzip alle Sphären gleichzeitig auf uns eindringen. Innerhalb dieser 24/7-Logik verlieren wir die Zeitfenster. Interessant war für mich, zu erkennen, dass wir es mit einem habituellen Problem zu tun haben: Zu je-

dem Zeitpunkt des Tages ist jeder Punkt auf der To-do-Liste gleichzeitig präsent. Noch vor zwanzig Jahren waren die unterschiedlichen Sphären voneinander getrennt: Wenn man beispielsweise in der Arbeit war, standen alle legitimen Erwartungen aus dem Bereich der Familie oder des Ehrenamtes sozusagen auf Stand-by im Hintergrund. Umgekehrt galt, dass man zu Hause nicht arbeiten konnte, deswegen trat dort die Arbeitssphäre in den Hintergrund. Die durch digitale Medien ermöglichte gleichzeitige Präsenz aller Lebensbereiche führt zum Gefühl der Atemlosigkeit und der Zeitnot, das immer mehr Menschen wahrnehmen. Diese Eskalationslogik ist problematisch, weil es zunehmend schwieriger wird, sich weiter zu steigern und bei der Steigerung mitzuhalten – das führt zu Desynchronisation.

Nicht alles in dieser Welt lässt sich gleichermaßen steigern, dynamisieren oder beschleunigen; die Natur hat ihre Eigenzeiten. Wenn wir den Wald schneller abholzen, als er nachwächst, oder die Ozeane schneller leerfischen, als sich die Bestände erholen, dann führt das zu einer Desynchronisation zwischen der Eigenzeit der Natur und dem soziotechnischen Steigerungstempo. Auch Demokratie als Prozess hat so etwas wie eine Eigenzeit, beinahe wie die Natur. Demokratie ist das Formulieren von Standpunkten zu einem bestimmten Problem, das man sich zuvor erarbeiten muss, der Austausch von Positionen, beidseitiges Argumentieren und Erwägen, das in eine Form von Konsens führen kann, sofern alle an diesem Prozess Beteiligten bereit sind, zu hören und zu antworten. Das entspricht meiner Definition von Resonanz. Demokratie ist eine Resonanzidee; ihr Versprechen ist, jedem zu erlauben, seine Stimme hörbar zu machen. Diese Stimme wird in den politischen Prozess eingeschleust, dort aber in Austausch mit anderen Stimmen gebracht, sodass sie sich – wie beim Singen im Chor – verändert. Deswegen ist demokratisches Geschehen von Natur aus zeitintensiv, umso mehr, je pluralistischer die Gesellschaften und je komplexer die Probleme werden. Märkte und Medien haben aber andere, schnellere Operationsgeschwindigkeiten, und das führt insbesondere zu einer Desynchronisation zwischen Wirtschaft und Demokratie.

Wenn meine Beschreibung des gesellschaftlichen Zustandes als Positions- und Systemerhaltung durch Steigerung richtig ist, dann ändert dies auch die Art und Weise, wie Individuen auf die Welt Bezug nehmen, wie sie sich in der Welt orientieren, wie sie miteinander umgehen und wie sie sich selbst als auf die Welt bezogen erfahren. Ich glaube beobachten zu können, dass es hier zu einer Form von Entfremdung kommt, die mehrere Ebenen hat. Eine davon ist die Produktion „schuldiger“ Subjekte, die angesichts ihrer explodierenden To-do-Listen mit schlechtem Gewissen zu Bett gehen und es nie schaffen, ihr Tagespensum abzuarbeiten. In dieser Lage gibt es – anders als beispielsweise in der katholischen Kirche, die zwar stark mit einem Schuldbewusstsein des Gläubigen arbeitet, ihm aber mit der Möglichkeit zur Beichte eine Abhilfe anbietet – keine Entlastungsmechanismen. Wir sind und bleiben „selber schuld“ in Bezug auf alles, was wir nicht geschafft haben. Was wir dabei verlieren, ist das, was man Mu-

ße nennt: der Zustand, die Art des In-der-Welt-Seins, die sich einstellt, wenn man das Gefühl hat, das *Tagwerk vollbracht* zu haben.

Das Wort Tagwerk bringt man meist, leicht romantisiert, mit agrarischen Gesellschaften in Beziehung: Wenn es am Ende des Tages dunkel wird, stellt sich bei einem Bauern ein Zustand ein, in dem es „für heute getan“ ist; allein schon durch das Eintreten der Dunkelheit kommt es sozusagen zu einer „Inaktivierung“ seiner To-do-Liste. Diesen Zustand des „Feierabends“ erreichen wir in der modernen digitalisierten Gesellschaft nie: Die Dinge, die eigentlich noch getan werden müssten, können wir zwar ignorieren, das aber wird dann morgen auf uns zurückfallen. Was wir als Gegenbewegung tun, nenne ich künstliche Weltreichweitenverkürzung: Wir versuchen, künstlich den Zustand des Bauern wiederherzustellen, indem wir auf eine Berghütte ohne Internet, ohne Fernseher, womöglich ohne Stromanschluss fahren oder für ein paar Wochen ins Kloster gehen – dort ist am Ende des Tages das Tagwerk auch vollbracht. Wir aber müssen diesen Zustand artifiziiell herstellen, und wir bezahlen dafür, wenn wir zurückkommen, weil die Welt sich in der Zwischenzeit weiter gedreht hat.

Berühmt geworden ist der Begriff „rasender Stillstand“, der Paul Virilio (1992) zugeschrieben wird, tatsächlich aber von Virilios deutschem Übersetzer stammt: In unserer kulturellen Selbstwahrnehmung wird die Steigerung nicht mehr als Bewegung nach vorn erfahren, sondern als ein Auf-der-Stelle-Treten. Es war die säkulare Idee der Neuzeit, dass sich die Menschen selbst ein besseres Leben schaffen können; die Steigerung stand ganz im Dienste dieser Fortschrittsidee. Deshalb haben seit 250 Jahren Eltern in fast allen entwickelten oder sich entwickelnden Staaten beschlossen, hart zu arbeiten, damit es ihre Kinder einmal besser haben werden. Aber die Idee, eine bessere Welt zu hinterlassen, existiert in den westlichen Demokratien kaum mehr; es geht nur noch um die Erhaltung des gegebenen Zustandes, darum, dass es den Kindern *nicht schlechter* geht. Der Preis dafür aber ist der Verlust der *Anverwandlung* von Welt, dessen Inbegriff wohl das Burn-out ist: Man hat einen Job, funktioniert, tut alles, was verlangt wird, hat aber das Gefühl, dass von außen nichts zurückkommt; es wird keine Resonanz hergestellt.

Resonanz ist der Schlüsselbegriff der Soziologie der Weltbeziehung: Die Moderne hat es individuell und kollektiv darauf angelegt, Weltreichweite zu vergrößern. Die Wissenschaft hat uns weiter ins Weltall hinaus-, tiefer in die Materie hineingeführt, wir wollen uns die Welt in den Mikro- wie in den Makrostrukturen aneignen, verfügbar machen, kontrollierbar machen, in Reichweite bringen. Alle Beschleunigungstechnologien dienen dazu, Welt in Reichweite zu bringen. Das Fahrrad bringt das Kind aus seiner eigenen Straße hinaus ans andere Ende des Dorfes, das Moped lässt schon das Nachbardorf in Reichweite kommen. Mit dem Auto gelangt man übers Wochenende leicht nach Wien, mit dem Flugzeug schon nach London und Paris. Alles, was in Reichweite gerät, wird Teil der täglichen Kalkulation und der legitimen Erwartungsstruktur. Durch ökonomischen Reichtum, technischen Fortschritt und wissenschaftliche Forschung haben wir es geschafft, mehr und mehr Welt erreichbar zu machen. Die selt-



same Kehrseite davon ist, dass dabei dieselbe Welt wegzurücken scheint, dass sie blass und stumm wird, uns nicht mehr erreicht und berührt, dass sie sich verschließt. Es ist die schon von Georg Simmel formulierte Grundangst der Moderne, dass wir von nichts mehr erreicht, berührt oder bewegt werden, was uns nach immer härteren Stimulationen suchen lässt; umgekehrt aber werden auch wir nicht mehr wahrgenommen, wir hinterlassen keine Spur, sind nicht mehr responsiv mit der Welt verbunden.

Mein Lehrer Axel Honneth (1992) hat davon gesprochen, dass es im sozialen Kampf und auch auf einer individuellen Ebene im sozialen Leben stets um Anerkennung geht: Wir wollen geliebt, wertgeschätzt und rechtlich geachtet werden. Wir fürchten uns vor den entsprechenden Missachtungserfahrungen, und dagegen kämpfen wir. Das schien mir immer plausibel, aber trotzdem ist für mich noch etwas anderes im Spiel. Wenn wir Musik hören, einen Film schauen, ein Buch lesen oder wenn wir in den Wald gehen, auf die Berge steigen oder am Ozean stehen, dann geht es uns dort um etwas anderes als um Anerkennung. Ich bin davon überzeugt, dass wir nicht (jedenfalls nicht nur) ins Museum gehen, weil wir als Menschen gesehen werden wollen, die sich für Kunst interessieren, sondern weil wir die Hoffnung haben, dort einem Bild oder einem Gegenstand zu begegnen, der zu uns spricht, uns verwandelt, etwas mit uns macht. Deshalb glaube ich, dass Resonanz mehr ist als Anerkennung und dass Resonanz unsere Sehnsucht antreibt. Auch bei einem Vortrag habe ich die Hoffnung, dass wir uns wechselseitig erreichen, dass ich den Zuhörern etwas zu sagen habe, dass sie darauf reagieren und antworten und dass dann zwischen uns etwas passiert – das ist für mich Resonanz. Die Resonanzidee ergibt sich aus einer erweiterten und modifizierten Anerkennungstheorie, und sie bezeichnet das Gegenteil von Entfremdung, die wiederum die Begegnung mit einer stummen Welt ist.

Entfremdung als Form der Weltbeziehung lässt sich gut mit Steigerung vereinbaren, weil sie instrumentell und zielgerichtet ist, kontrollierbar und verfügbar macht, aber zu Verdinglichung führt. In einer resonanten Beziehung hingegen erfahren wir uns als selbstwirksam in einem anderen, nicht instrumentellen Sinn. Selbstwirksamkeit bedeutet hier nicht, dass wir alles unter Kontrolle haben, sondern dass wir eine andere Stimme, die uns etwas zu sagen hat, wahrzunehmen vermögen und dass wir auf diese so reagieren können, dass wir sie auch unsererseits „erreichen“. Deshalb steht Resonanz in Spannung zur Steigerungsidee. Ob sich Resonanz einstellt – ob ich beispielsweise bei einem Vortrag die Zuhörer erreiche und ob sie darauf mit etwas antworten, das wiederum mich berührt –, lässt sich nicht vorhersagen. Denken wir einfach an die klassische Situation, in der Resonanz misslingt: an den Weihnachtsabend. Bis zum späten Nachmittag befinden wir uns wahrscheinlich im Steigerungsmodus, müssen vorbereiten und organisieren, dann wollen wir den Hebel umlegen und ganz auf Resonanz schalten, uns gegenseitig erreichen und berühren – wir alle wissen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass das misslingt. Deshalb stellt *Unverfügbarkeit* ein zentrales Merkmal jeder Resonanzbeziehung dar. Unverfügbarkeit bedeutet aber nicht nur, dass wir nicht wissen, ob und wann sich Resonanzen bilden, sondern auch, dass

das Ergebnis der Resonanzbeziehung unvorhersehbar ist. Resonanz meint die Anverwandlung von Welt, nicht einfach die Aneignung. Und Anverwandlung bedeutet, dass wir uns in der Begegnung und durch die Begegnung verändern. Ich habe vor einiger Zeit eine Story über ein Unternehmen gelesen, das ein Team zu einer Art Resonanzwochenende geschickt hat. Dort sind alle intensiv miteinander in Kontakt gekommen, haben sich über das Leben und die Welt ganz neue Gedanken gemacht – und nach ihrer Rückkehr am Montag haben alle gekündigt. Ob Resonanz zustande kommt und welche Ergebnisse sie zeitigt, kann also nicht vorausgesagt werden.

Betrachten wir nun noch einmal die Rolle der sozialen Medien für die Qualität unserer Weltbeziehungen. Mir erscheint es offensichtlich, dass sich die Sehnsucht, gehört und gesehen zu werden, seine Stimme hörbar zu machen und mit anderen in Beziehung zu setzen, stark in die sozialen Medien verlagert, vor allem zu Plattformen wie Facebook und Twitter. Ich äußere etwas und hoffe, eine Antwort zu bekommen – soziale Medien sind so etwas wie Resonanzdrähte, die sogar eine körperliche Dimension haben. Wir kriegen eine Gänsehaut oder leuchtende Augen, wenn sich Resonanz abzeichnet und wir das Gefühl haben, dass die Welt uns wahrnimmt. Soziale Medien werden als Projektionsflächen und Suchfelder für Resonanzbeziehungen benutzt, indem der User versucht, Antwortbeziehungen zu etablieren. Aber auch hier verfallen wir wieder in die Steigerungslogik: Wir alle wissen, wie relevant es uns erscheint, wie viele Leute einen Post auf Facebook oder einen Tweet gesehen, geliked, geteilt oder beantwortet haben. Sobald es weniger sind als beim letzten Mal, entsteht das Gefühl, dass etwas mit unserer Weltbeziehung nicht stimmt. In dem Moment, in dem sich Aufrufe, Follower oder Likes quantifizieren lassen, entwickelt sich eine Verhaltensweise, die ganz der Steigerungslogik entspricht.

Resonanzbeziehungen sind nach meiner Beobachtung in der digitalen Kommunikation tendenziell selten. In zwei Zeilen auf Twitter fällt es schwer, die eigene Stimme hörbar zu machen und die Reaktion einer anderen Stimme zu bekommen, die uns wirklich persönlich berührt (und nicht etwa einfach verletzt) – die Resonanzbeziehung scheitert also von zwei Seiten aus. Angesichts dieses Faktes fehlt dem digitalen Austausch dann auch die Qualität der transformierenden Anverwandlung: Wir bleiben dabei stets dieselben und verhärten eher noch. Meine These dazu lautet, dass wir nicht Resonanzräume, sondern Echoräume etablieren. Wir wissen inzwischen, dass Menschen ihre eigene Empörung verstärken, indem sie genau das lesen, worüber sie sich schon immer aufgeregt haben, und das dann noch einmal selbst äußern – das ist eine Echobeziehung. Darum ist in meinen Augen auch die Annahme, Donald Trump sei ein Resonanzkünstler, falsch. Es geht im Rechtspopulismus vielmehr darum, die Stimme der anderen und des Anderen auszuschalten, sie nicht zu hören, alles, was anders ist, stumm zu machen. Die Stimme wird vornehmlich als Wutschrei oder zynisches Gelächter hörbar gemacht. In so einem Konstrukt entfaltet sich keine eigene, individuelle Stimme mehr, sondern es ist nur eine „identitäre“ Stimme zu hören, das Geschrei eines vermeintlich homogenen Wir. Damit liegt eine reine Echokammer vor, in

der eine Verstärkung des Vorhandenen stattfindet, die aber nicht die transformative Qualität von Resonanzbeziehungen besitzt. Resonanz bedeutet die Begegnung mit einem unverfügbaren Differenten, mit einem Anderen, zu dem wir uns so in Beziehung setzen, dass wir uns in der Begegnung transformieren.

Lassen Sie mich noch eine These äußern, die mit dem Bildschirm und insbesondere dem Touchscreen zu tun hat: Wenn ich eine Geschichte in einem Buch lese, habe ich nie das Gefühl, dazu Musik oder andere Begleitung zu brauchen. Schalten wir aber beim Verfolgen einer Geschichte am Bildschirm den Ton aus, machen wir ziemlich sicher die Erfahrung, dass wir nicht berührt oder bewegt werden, selbst wenn wir die Handlung mit Untertiteln genau verfolgen können und selbst wenn uns die Geschichte im Prinzip sehr interessiert. In irgendeiner Form wird hier die Resonanzqualität massiv untergraben. Möglicherweise liegt das nicht am Bildschirm, sondern am Unterschied zwischen dem Visuellen und dem Auditiven. Resonanz ist nicht zufällig ein auditiver Begriff. Zu einem Problem wird das erst dann und dort, wo der Bildschirm zum Monokanal wird: Wir arbeiten daran, kommunizieren, spielen, informieren uns am Bildschirm, suchen Unterhaltung und kulturelle Erlebnisse damit, erleben Musik, Filme, sogar sexuelle Abenteuer usw., und bei alledem ist die Weltbeziehung immer gleich: Die Augen sind auf das kleine Viereck gerichtet und der Daumen oder Zeigefinger streicht über die immer gleiche, konturlose, glatte Oberfläche, die keine Art von Resonanz gibt. Die physische und sinnliche Weltbeziehung ist damit immer gleichförmig, egal was ich tue – egal ob ich gerade eine Hassmail oder eine Liebesmail schreibe. Wenn die zentralen Sphären unserer Weltbeziehung auf diesem relativ verarmten Monokanal zusammenlaufen und sich um ihn herum zentrieren, dann liegt in der Tat der Verdacht nahe, dass es um die Resonanzqualität unserer Weltbeziehung schlecht bestellt ist. Dann wird es Zeit, nach den Möglichkeiten einer Resonanzrevolution zu fragen, in der digitale Medien ganz sicher auch eine positive Rolle spielen können.

## Literatur

- Conrad**, Peter (1989): *Modern Times and Modern Places. Life and Art in the 20<sup>th</sup> Century*. London: Thames and Hudson.
- Gergen**, Kenneth J. (2002): The challenge of absent present. In: **Katz**, James E./**Aakhus**, Mark (Hg.). *Perpetual Contact*. Cambridge: University Press, 227-241.
- Honneth**, Axel (1992): *Kampf um Anerkennung: zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koselleck**, Reinhart (1959): *Kritik und Krise: ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. 2. Aufl. Freiburg: Alber.
- Lübbe**, Hermann (1994): *Im Zug der Zeit: verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart*. Berlin: Springer.
- Simmel**, Georg (1905): *Philosophie der Mode*. Berlin: Pan-Verlag.
- Virilio**, Paul (1992): *Rasender Stillstand: Essay*. München: Hanser.
- Weber**, Max (<sup>6</sup>1975): *Wissenschaft als Beruf*. 6. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot.